



dot
books

HERA LIND

Drei Männer und
kein Halleluja

Roman



natürlich hatte ich keine Zeit gehabt, mir schnellstens neue Strähnchen und einen anständigen Schnitt machen zu lassen. Mein Es hatte übrigens schon einen winzig kleinen Seitenblick auf den bollernden Präsidenten-Robert geworfen, auch wenn mein Über-Ich das schmallippig und mit strengem Blick leugnete.

Die Stiefel waren deutlich besser als die schneerändrigen Treter von gestern. Mein Ich nickte zufrieden. Das Outfit war schlicht und klassisch und betonte meine langen Beine. Was anderes wollte ich nicht betonen, deshalb der Rollkragenpullover. Schließlich wollte ich mir unter meinen neuen Kolleginnen keine Feinde machen.

Dann sang ich mich in meinem winzigen Badezimmer vor dem Spiegel lange und gründlich ein, wobei ich mir sinnlos den Lockenstab durch die Haare zog und keinerlei Plan hatte, wie meine Frisur für den ersten Probentag aussehen sollte. Nach rechts oder nach links gescheitelt? Nach hinten, streng aus dem Gesicht? Oder nach vorn, mit seitlich fallendem Pony? Wie war meine Frisur eigentlich gestern gewesen? Hatte ich überhaupt eine gehabt?

O Gott, ich würde mit dem Ensemble nach Amsterdam fliegen ... Am kommenden Montag schon! In vier Tagen. Wahnsinn! So etwas Verrücktes! Ich war noch nie zuvor in Amsterdam gewesen. Und wie würde wohl die Zimmerverteilung aussehen? Steckten die einen nach Geschlechtern getrennt in Mehrbettzimmer? Wie auf einer Klassenfahrt? Wer schlief oben, wer unten? Und machte der Blockwart, äh, Herr Kleinhellefort um zehn das Licht aus? Würden wir Kissenschlachten veranstalten? Oder wenigstens eine Mitternachtsparty? Bestimmt würden wir abends am Kamin romantische Lieder zur Gitarre singen. Wahnsinn, mit 40 Sängerinnen und Sängern auf Reisen zu sein! Ich war so aufgeregt, dass meine Hände zitterten. Und meine Stimmbänder auch.

Über meinem unentschlossenen Hin und Her hätte ich fast die U-Bahn verpasst, aber schließlich saß ich drin.

Um Punkt zehn Uhr würde die erste Probe meines Lebens mit dem Klassisch-TV-Ensemble beginnen.

Hatte der Gutknecht doch gesagt – »Morgen, zehn Uhr«.

Ich räusperte mich nervös. War ich zu früh? Das wäre peinlich. Anbiederisch. Streberhaft. Zu spät? Noch viel peinlicher!

Was erwarteten die von mir? Dem jüngsten Neuzugang *ever*? Sie würden mich mit Argusaugen und -ohren ...

Wie sollte ich mich benehmen?

Kind, sei natürlich und bescheiden und rede nur, wenn du gefragt wirst.

Also, hallo erst mal, ich weiß nicht, ob Sie es schon wussten, aber mein Name ist Wanda ... Wanda Zapf. Auch genannt »die Zapfsäule«. Weil ich so trinkfest bin. Hohoho. Ich hörte den Präsidenten-Robert schon lachen.

Bloß keine Anbiederei! Nein, auf keinen Fall.

Guten Morgen, ich bin die Neue, wo darf ich sitzen?

Im Geiste hörte ich Herrn Kleinhellefort mit zitterndem Schnauzbart schnarren: »Die

Neuen sitzen nicht, die stehen. Und zwar mit dem Gesicht zur Wand. Und kriegen alle halbe Stunde mit der Stimmgabel was hinter die Löffel.«

Ich stellte mir die Gesichter von gestern vor, die zwei Reihen mit den Notenpulten. Wo würde ich eingereiht werden? Wer würde mein Nachbar sein? Wann würde ich in das erste Fettnäpfchen tappen? Wann den ersten Einsatz verpatzen? Wann in eine Generalpause hineinblöken? Wann den Ersten mit dem falschen Namen ansprechen?

Mein Blick irrte durch die volle U-Bahn, die sich gerade wieder in eine Kurve warf, so dass alle Fahrgäste durcheinanderpurzelten. Und plötzlich sah ich ihn. Zwischen Jugendlichen mit herunterrutschenden Hosen und Schlägerkäppis, zwei kichernden Mädels, die sich gegenseitig mit dem Handy fotografierten, anderen Passagieren, die stehend an Schlaufen Halt suchten, und älteren Damen, die ängstlich ihre Handtaschen umklammerten, saß er neben einem Rentner, der seinen Zwergschnauzer an sich presste. Eingequetscht wie ein Hering in der Dose.

Ein säuerlicher Hering. Mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Ein wirklich deprimierter Bückling.

Verschaut hinter einer Bild-Zeitung. Eigentlich sah ich sein Gesicht nur im Spiegel der Glasscheibe. Aber er war es. Der korpulente Korrepetitor von gestern. Herr Gutknecht.

Mein Herz klopfte für einen Moment noch unrhythmischer als ohnehin schon den ganzen Morgen. Mein Es, also der Kindergarten in meinem Gehirn, wollte zu ihm hüpfen, ihn am Jackenärmel zupfen und krähen: Hallo, na so ein Zufall! Da sitzen wir in derselben U-Bahn. Wenn das nicht lustig ist. Vielen Dank übrigens, dass du mir gestern so nett das A gegeben hast. Ohne dich hätte ich das Lied von der toten Zahnbürste nie geschafft. Und jetzt sind wir Kollegen. Juchhe! Wie heißt du denn mit Vornamen? Kommst du auch mit nach Amsterdam? Willst du oben oder unten schlafen?

So abweisend, wie Herr Gutknecht schaute, traute sich mein Ich allerdings nicht, auch nur in dieselbe Richtung zu denken wie mein Es, während mein Über-Ich tadelnd den Kopf schüttelte. Kind, das geht gar nicht. Und wehe, du biederst dich an. Lass den Mann in Ruhe, der hat andere Sorgen.

So sah er auch aus. Nicht gerade zum Jubeln aufgelegt.

Jetzt zog er sein Handy aus seiner zerknitterten Joppe und drückte es sich freudlos ans Ohr. Missgelaunt sprach er hinein, schüttelte den Kopf und klappte es wieder zu. Das sah mir nicht nach einer herzlichen Verabredung aus. Ob Herr Gutknecht eine Frau Gutknecht hatte? In diese und andere wirren Gedanken verstrickt, stieg ich am Dom aus der U-Bahn und trabte hinter dem Korrepetitor her. Sogar sein Gang strahlte schlechte Laune aus. In gebührendem Abstand krabbelte ich hinter ihm ans Tageslicht.

Wow! Was für ein Anblick war das heute am helllichten Tage! Die Wintersonne schien, der dunkelblaue Himmel blendete mich, die schwarz anmutenden Domtürme ragten über mir auf wie riesige Leibwachen. Auf dem Wallrafplatz wimmelte es von Menschen. Das pulsierende Leben! Hier sollte also in Zukunft mein Arbeitsplatz sein, nicht in einem Schulcontainer in Mörsenbroich. Großer Gohott, wir lohoben dich! Die Glocken begannen zu läuten, als wollten sie mich in diesem neuen Leben willkommen heißen. Ich konnte mein Glück kaum fassen. Wie gern hätte ich den Korrepetitor von hinten umarmt! Wie gern wäre ich mit ihm über die Domplatte getanz! Wie gern hätte ich ein Küsschen auf

sein kummerfaltenüberzogenes Gesicht gedrückt!

Der freudlose Herr Gutknecht hingegen schien weder den Dom noch die feierlich läutenden Glocken noch den blauen Himmel, geschweige denn mich durchgedrehte Freudentänzerin wahrzunehmen. Ohne sich auch nur einmal umzudrehen, bog er scharf links ab und verschwand in seiner Lieblingskneipe.

Zum armen Ritter. Als ich daran vorbeikam, fiel gerade die Schwingtür hinter ihm ins Schloss.

Man plazierte mich im zweiten Alt in der zweiten Reihe. Dazu musste ich mich an einer ziemlich beleibten Kollegin vorbeizwängen, die mich abschätzig musterte.

Die erste Reihe schien man sich als Neue erst noch verdienen zu müssen, oder vielleicht wollten auch die drei Damen, die mir die Sicht auf den Flügel versperrten, einfach nicht weichen. Bestimmt waren die Plätze in der ersten Reihe hart erkämpft. Die Frau aus Erkelenz mit den rostroten Haaren stopfte sich gerade ein krümelndes Teilchen in den Mund, während ihre grauhaarige Nachbarin mit spitzen Lippen an einem Pappbecher mit Tee nippte, wobei ihr Lippenstift am Becherrand haften blieb. Dann zog sie den tropfenden roten Teebeutel aus dem Becher, was mich unheilvoll an gewisse Damenhygieneartikel denken ließ. Die dritte im Bunde sprach mit tiefer Stimme auf die Teetrinkerin ein. Wenn sie lachte, klang sie wie ein Mann. Ihre kleinen Ohrchen standen in starkem Kontrast zu ihrem massigen Äußeren und ließen mich unwillkürlich an ein Flusspferd denken. Angesichts ihres borstigen Herrenschnitts war mir klar, dass sie heute Morgen garantiert nicht stundenlang zitternd und zagend mit Fön und Lockenstab vor dem Spiegel gestanden hatte. Auch im Hinblick auf ihre Kleidung hatte sie vermutlich nicht allzu lange mit sich gerungen. Sie trug etwas undefinierbares Schwarzes, das in grob geschnürte Männerstiefel mündete.

Die Teetrinkerin frisierte ihre Haarsträhnen gerade mit Hilfe einer Haarnadel zu einer Art lockerem Dutt. Gütig lächelnd hörte sie ihrer Nachbarin zu und sagte dann einen Satz, in dem »ein Stück weit« vorkam.

Alles klar. Frau Teebeutel gehörte zu den Besonnenen. Schräg rechts in meiner Reihe holte eine grauäugige Mittfünfzigerin soeben einen kleinen, flaschenartigen Gegenstand in einer braunen Papiertüte aus ihrer Handtasche und setzte ihn sich kurz unauffällig an die Lippen, bevor sie ihn wieder in der Tasche versenkte. Bestimmt Halswehtropfen. Die ältere Dame neben ihr tat so, als hätte sie nichts bemerkt. Sie strickte an einem langen Schlauch in Bleu. »Dat is für mein Enkelsche«, kölschte sie, als sie meinen fragenden Blick sah.

Auf fast allen Pulten lagen griffbereit Stimmgabeln. Ich beeilte mich, die meine aus der Seitentasche meines Rucksacks zu angeln und auf mein Pult zu legen.

Dort befanden sich auch schon die Noten, beschriftet mit meinem Namen. *Requiem für eine Zahnbürste*. Ich blätterte darin und sah seitenweise wirre Noten und Wortfetzen, hingekleckte Geräusche an Notenhälsen, abenteuerliche Rhythmen, handgeschrieben, genial dahingepuscht: »Der Magistrat lässt fragen, ob Ihre Meister Leopold in kränklichem Zustande komponieren werdet (röcheln, schwer atmen, mit den Zähnen

knirschen).«

Ich war so aufgeregt! Ob ich das schaffen würde? In vier Tagen kam dieses Werk zur Aufführung!

Rechts außen saßen die Soprane, aufgereiht wie die Hühner auf der Stange. Es waren ein paar jüngere, nett anzusehende dabei, die zwitschernd lachten, plauderten, ihre Handys betrachteten und einander Artikel aus Zeitschriften reichten. Eine von ihnen redete derart angestrengt auf ihre Nachbarinnen ein, dass ihre Halsader hervortrat. Zu mir wehten die Satzketten »Gewerkschaft«, »Vollversammlung mit dem Orchester«, »auch noch ein Wörtchen mitzureden« und »mit diesem Schwachsinn meine Stimmbänder ruinieren« herüber.

Ich rutschte gespannt auf meinem Stuhl hin und her.

Neben mir nahm ein dünner Mann Platz, der einen kurzen Blick auf meine Lackstiefel warf, bevor er sich hastig hinter seinem Notenpult verkroch.

Sollte ich ihm jetzt die Hand geben und »Wanda« sagen? Er schien das nicht zu wollen.

Auch die ältere Frau mit den aschblonden Haaren, die auf meiner anderen Seite saß und gerade in ihrer Einkaufstasche wühlte, schien sich nicht weiter mit mir unterhalten zu wollen. Sie zog ihr Handy hervor, schaltete es aus und murmelte mit slawischem Akzent und gutturaler Stimme: »Immer Handy ausschalten vorr däär Prrobe. Immer Handy aus. Sonst klingält mitten in der Prrobe, und dann ist keine professionelle Arbeit möglich.«

Ich fingerte hastig nach meinem Handy, aber es war schon ausgeschaltet.

Robert Herold, der Ensemblepräsident, der in seinem dunkelblauen Pullover mit dem blauweiß gestreiften Hemdkragen darunter wirklich ganz gut aussah, klopfte mit der Stimmgabel auf sein Pult, woraufhin das Stimmengewirr verebbte.

»Der Präsident will eine Rede halten!«, rief einer der Tenöre, und der nächste fiel sofort singend ein: »Da müssen wir uns still verhalten!«

Daraufhin sang der ganze Chor: »Denn was der Präsident heut spricht, ist von besonderem Gewicht.«

Es klang toll. Wahnsinn!

Offensichtlich stammte das aus einer Operette.

»Liebe Kolleginnen und Kollegen, nach etlichen Jahren haben wir zum ersten Mal wieder eine neue Kollegin in unser Ensemble aufgenommen, die ich heute ganz offiziell und herzlich begrüßen möchte«, sagte Robert Herold mit gewichtiger Stimme. Daraufhin trommelten alle 40 Ensemblemitglieder mit ihren Stimmgabeln auf die Notenpulte. Es klirrte und schepperte. Ich wusste nicht wohin mit meinem nervös flatternden Blick, sah nur in lachende, aber auch skeptische Gesichter, in rote, dicke, geschminkte, naturbelassene, freundliche, zerfurchte, schmale, blasse, verbissene oder gleichgültige.

»Wir werden unsere neue Kollegin im Laufe des nächsten Jahres auf verschiedene Plätze setzen, und ich bitte euch alle, zu lauschen und zu prüfen, ob sie unseren Ansprüchen auch gewachsen ist. Ihr Vorsingen gestern war beeindruckend und offenbar sehr spontan, aber das Probejahr wird zeigen, ob sie auch nachhaltig zu uns passt.« Er lachte jovial, was ich ja schon gewohnt war. »Natürlich bitte ich euch genauso, ihr hilfreich zur Seite zu stehen, besonders bei diesem schwierigen Hanselmann-Requiem, das wir ja immerhin schon in vier Tagen in Amsterdam zur Uraufführung bringen werden.«

»Ja, schwierig, ganz schwierig«, murmelte die Kollegin neben mir andächtig. »Kann man nicht rumschlampen. Ist intellektuelle Herausforderung für Profi-Ensemble.«

Der Klassenkasper aus dem Tenor hechtete nach vorn zum Flügel, schnappte sich den dort liegenden Anspitzer und spitzte seinen Bleistift an. Ohne den Präsidenten weiter zu beachten, rief er laut »Sonst noch jemand ohne Fahrschein?« und hielt den Spitzer in die Höhe. Dabei warf er mir einen neugierigen Blick zu, wie ein kleiner Junge, der um Aufmerksamkeit buhlt.

Schade. Der Präsident war doch mit seiner schönen Rede noch gar nicht fertig!

»Kollegen, bitte! Ich erwarte von euch faire Behandlung.«

»Hart, aber fair«, brummte ein Bass, und einige lachten.

»Hart, aber fair, das ist gut«, sinnierte meine Nachbarin ernsthaft, »das ist fair, aber hart. Nur gute Kollegin kann bleiben.«

Der Spitzer wanderte nun von Hand zu Hand, und auch meine Nachbarin spitzte ihren Bleistift mit heiliger Andacht.

»Ganz wichtig: Werkzeug«, brabbelte sie, sich selbst belehrend, und pustete das Bleistiftgekräusel in ihre Handtasche. Die anderen verdrehten die Augen.

Der Klassenkasper sprang zu seinem Platz zurück und schaute in die Runde, wohl um festzustellen, ob sein Gehampel auch bei allen Schrecken und Atemlähmung ausgelöst hatte. Leider war dem nicht so. Kein Mensch beachtete den Kerl.

Um zehn nach zehn taumelte Herr Gutknecht in den Saal, knallte seine Bild-Zeitung und seine Zigaretten auf den Flügel und murmelte, ohne den Blick zu heben: »Takt 85, zweiter Bass.«

Vielleicht hatte er am ersten Januar schon einmal »Guten Morgen« gesagt, und das musste für den Rest des Jahres reichen. Sein Gesichtsausdruck wirkte, als hätte ein ähnlich schlechter Bildhauer, wie Hanselmann ein Komponist war, die miese Laune von mindestens 20 Jahren in sein Antlitz gemeißelt.

Die sechs Männer links außen fingen an zu brummen, jeder in einem anderen Rhythmus. Wahrscheinlich hatte sich Georg Friedrich Hanselmann dabei etwas gedacht. Das war also jetzt »Dienst«. Und dafür wurden wir bezahlt. Ich konnte es nicht recht fassen. Warum beschallten diese tollen, ausgebildeten Sänger mit ihren unglaublichen Stimmen den Saal mit derart armseligem, lächerlichem Gekrächze? Ich hatte mich so auf ein sattes Brahms-Requiem oder eine Mahler-Symphonie oder etwas aus der *Carmina Burana* gefreut! Natürlich wusste ich, dass das alles noch kommen würde. Und dass man in solchen Situationen ganz konkret um Hilfe rufen könnte: »Bitte, Herr Gutknecht, hören Sie auf, solche grässlichen Geräusche aus den Kollegen zu dirigieren!« Aber Herr Gutknecht hörte nicht auf, genervt mit seiner Rechten zu wedeln, also brummen die zweiten Bässe weiter, während sich alle anderen mit privaten Dingen beschäftigten: Die beiden Tenöre rechts und links neben dem Klassenkasper schlugen Zeitschriften auf, einer schrieb etwas in seinen Terminkalender, der nächste reichte eine Liste nach hinten. Ein paar andere starrten vor sich hin, die Dame hinter mir genehmigte sich noch einen Schluck aus ihrer Papiertüte und Frau Teebeutel nippte an ihrem Heißgetränk. Alle schienen in den Aufmerksamkeitssparmodus zu gehen. Natürlich spürte ich, dass ich unauffällig auffällig von allen Seiten gemustert wurde. Ich parkte die Lackstiefel diskret unter meinem Stuhl